

2/05 Sommerloch

In dieser Ausgabe:

- Hitler war schwul. Hitler als Sommerloch.
- Kommentar und Editorial
- Unzugehörig Revisited
- Zeitzeugengespräch mit Gerald Schwab
- 10 Jahre Nationalfonds
- Spuren von GEDENKDIENTST in der Hofburg
- Der Zynismus des Massenmordes
- Anja und ich

Hitler war schwul. Hitler als Sommerloch

Wenn Albert Speer, der Sohn von dem Albert Speer, also von Hitlers Architekten, die Planung einer von Volkswagen gegründeten Industriestadt nahe bei Shanghai ausführt, so lese ich wenig darüber. Über Hitlers sexuelle Beziehung zu seiner Nichte jedoch bin ich gut informiert. Ebenso über seine (wenig sexuelle) Beziehung zu Eva Braun. Und natürlich weiß ich fast alles über Hitlers Homosexualität. Medien in Nöten haben mich zu diesen Themen informiert, vorwiegend in den Sommermonaten.

Geli Raubal war an Politik wohl nicht wesentlich interessierter als Eva Braun. Von letzterer lässt sich immerhin behaupten, dass sie wie eine Löwin gegen die Diffamierung der Dauerwelle als „undeutsch“ ankämpfte. Den Kampf um ihre evorzugte Haartracht, Eva Braun vs. das Dritte Reich, konnte sie letztlich auch für sich entscheiden.

Ob Hitlers Homosexualität Einfluss auf die Gestaltung der SS oder der HJ Uniformen hatte bleibt im Dunkeln. Nach all der Forschung zum Thema Hitler und die Frauen, in unterschiedlichsten Varianten bleibt für die Homosexualität nur noch ein limitierter Platz übrig: Es lässt sich eine nie ausgelebte Veranlagung vermuten.

Alles Unsinn? Richtig! Trotzdem, all diese Themen wurden vorwiegend in den Sommermonaten der letzten Jahre besprochen.

Hitler ist immer noch ein Verkaufsmagnet. „Sex sells“ – Hitler auch und in der Kombination scheint sich der Effekt

zu verdoppeln. Die Überschrift und eine der martialisch verkitschten Ansichten des „Führers“ ersetzt den Inhalt vollkommen. Dabei könnten in diesem Rahmen interessante Fragen besprochen werden. Die Faszination die Hitlers Selbstinszenierung bis heute auslöst wäre relevant, ebenso wie die Frage nach den Frauenbildern der Nazi Zeit und vor allem ihre Auswirkung auf die Wahrnehmung von Frauen in der Zweiten Republik. Und wenn wir über Hitlers Homosexualität nachdenken so drängt sich die Frage auf, ob nicht die bis heute fehlende Entschädigung homosexueller NS-Opfer ein relevanteres Thema wäre.

Allerdings wäre es auch ein Thema das zu gegenwärtigem Handeln zwingt. Ebenso wie das augenscheinliche Funktionieren alter Strukturen und Zusammenarbeiten, wie zum Beispiel jene zwischen Speer und Volkswagen,

auch wenn es sich um den Sohn handelt. Aber letztlich haben wahrscheinlich auch sie diese Zeilen gelesen, weil über ihnen der verführende Satz steht: Hitler war schwul.

Ada Kollwitz

Ethnologin und Verhaltensforscherin

Arbeitet seit einiger Zeit an einer Studie über Jugend und Sexualität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Kommentar und Editorial

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Der Sommer neigt sich dem Ende zu und hat in dieser Ausgabe von GEDENKDIENTST lediglich ein gleichnamiges Loch hinterlassen. Auf einen Schwerpunkt haben wir diesmal verzichtet, auch wenn es interessant gewesen wäre diese runde Ausgabe – es ist die Nummer 30 von GEDENKDIENTST – mit einem durchgängigen Thema zu bedenken. Diesmal aber nicht und sich einmal in der Kunst des Sommerloch-Journalismus zu versuchen, hat ja auch seinen Reiz.

Loch Ness als Thema wäre für GEDENKDIENTST doch etwas gewagt, aber irgendetwas mit Hitler würde schon passen. Sex sells – also lassen wir Ada Kollwitz in ihrem Kommentar großspurig behaupten: Hitler war schwul.

Diesen Herbst wird Ruth Beckermanns 1989 erschienener Essay *Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945* im Wiener Löcker-Verlag neu aufgelegt. Sebastian Markt hat Ruth Beckermann getroffen und nachgefragt, was sich seither verändert hat bzw. gleich geblieben ist.

Stefan Stoev Gedenkdienstleistender am Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington führt eine alte Gedenkdienst-Tradition weiter und hat mit Gerald Schwab - „Emigrant“, ehemaliger Soldat der US-Army und freiwilliger Mitarbeiter des USHMM – ein Zeitzeugengespräch geführt.

Anfang Juli wurde GEDENKDIENTST eine besondere Ehre zuteil. Erstmals in der dreizehnjährigen Geschichte des Vereins wurden Gedenkdienstleistende vor Dienstantritt durch den Bundespräsidenten in der Hofburg offiziell verabschiedet, Johannes Högl berichtet darüber.

Leider gilt es auch Abschied zu nehmen, Anja Mertinkat beendet Anfang September ihr EVS-Jahr bei GEDENKDIENTST. Wir alle wünschen ihr alles Gute und John Evers blickt auf ein gemeinsames Jahr mit Anja im Gedenkdienstbüro zurück.

Stephan Roth
Chefredakteur GEDENKDIENTST

Unzugehörig revisited: Anmerkungen von Ruth Beckermann zum Wiedererscheinen des Essays Unzugehörig.

1989, im Jahr nach dem Ge- und Bedenkjahr '88 schrieb Ruth Beckermann ihren Essay *Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945*. In unmittelbarer Nachbarschaft zur Waldheim Kontroverse und dem Bruch, reflektierte sie damals die Nachgeschichte der Shoah in Österreich. Die prekäre Anwesenheit von Jüdinnen und Juden in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft, gab Auskunft darüber was es bedeutet jüdisch zu sein, im Österreich von 1989, und was es bedeuten könnte. Sechzehn Jahre sind inzwischen vergangen, ein Abstand, den zu vermessen das heurige Gedankenjahr Anlass gibt, Anlass auch dazu, zurückzukehren zu den Thesen und Ausblicken von damals und neue zu formulieren. *Unzugehörig* wird im Herbst im Löcker- Verlag neu ufelegt.

Die Aktualität von Unzugehörig

Ich bin an sich nicht jemand, der sich gerne mit seinen alten Sachen beschäftigt. Für mich ist eine Arbeit, wenn ich sie abgeschlossen habe, hinter mir, ich mache etwas Neues. Aber in diesem Fall habe ich, eigentlich bevor dieses Gedenkjahr begonnen hat, den Text wieder gelesen, nach langer Zeit, und habe mir gedacht, eigentlich

stimmt er jetzt wieder für mich, was das Lebensgefühl betrifft. Und deswegen haben wir dann auch zusammen mit dem Löcker-Verlag beschlossen, das Buch neu herauszubringen, aber den Text genauso zu belassen, wie er damals geschrieben wurde.

Veränderung...

Warum stimmt der Text jetzt wieder? Jetzt wieder heißt, dazwischen hat er so nicht gestimmt. Nach der alzheimeraffäre, Ende der Achtziger, in der ersten Hälfte der Neunziger Jahre, hatte ich den Eindruck, dass sich sehr viel bewegt. Zum ersten Mal wurden etwa viele Forschungsprojekte begonnen, auch in Schulen hat man endlich begonnen, sich überhaupt mit der Judenverfolgung auseinanderzusetzen. Es ist breites Thema geworden, endlich hat man offen, hat man überhaupt in der Öffentlichkeit darüber gesprochen. Einer der entscheidenden Punkte war dann freilich die Vranitzky Rede im Nationalrat 1991. Er hat doch in großer Klarheit gesprochen, von Opfer- und Tätergesellschaft und von Mitverantwortung. Für österreichische Verhältnisse waren das die klarsten Worte aller Zeiten, vor allem von einem Bundeskanzler, mit dem ganzen legitimatorischen Hintergrund des Parlaments und des offiziellen Österreichs. Da bekam ich durchaus den Eindruck, hier bewegt sich etwas.

...Verharren und Rückfall

Warum jetzt wieder? Seit 2000, schon davor, seit sich diese schwarz-blaue Regierung angebahnt hat, diese ganze Haiderei und ihr Kontext, ging's schon wieder bergab. Und wenn man da die aktuellen Bemerkungen Schüssels denkt, ich glaube sie fielen in einem Interview mit der NZZ - „Ich werde nicht zulassen, dass man Österreich nicht als Opfer bezeichnet.“ - das ist ja nun eigentlich wieder ein Zurück zu einer Opferthese, an die man nicht mehr glaubt, auch er nicht, die man aber mag, die man braucht, die man will. So sieht es leider aus,

hier. Deswegen kann ich jetzt sagen, es ist wieder so, dass der Text für mich stimmt. Er stimmt für mich wirklich - abgesehen von einigen Details, wo sich die Forschung weiterentwickelt hat; von der Grundintention und vom Gefühl, das dahinter steckt - es ist ja ein Essay und kein wissenschaftlicher Text - stimmt er für mich heute, ich

würde sagen, zu hundert Prozent. Es war in den Neunziger Jahren ein Stück weit eine Illusion, dass dieser Reflexionsprozess breiter gestreut ist. Heute gibt's natürlich ein kritische Masse von Leuten, die sehr Wohl ein Bewusstsein dafür haben, die es vor Waldheim kaum gab. Aber die Mehrheit setzt sich damit nicht auseinander. Das wird nicht mehr. Das setzt sich so fort, der Antisemitismus, das genug Haben vom Thema. In Frieden leben wollen. Warum kann man nicht in Frieden leben, mit einer Geschichte die sehr wohl Brüche hat? Warum geht das nicht, warum muss man das glätten? Das haben die Deutschen ja doch gezeigt, dass das geht. Vielleicht wird es auch dort nun wieder nicht gehen.

2005 und die Vergangenheit der Vergangenheit

Natürlich hat das Jahr 2005 durch die Form des Erinnerns an 45 und in Österreich auch an 55 fatale Auswirkungen. Das ist in meinen Augen ein besonders schwarzes Kapitel in der österreichischen Geschichte,

der Umgang mit der Nachkriegszeit. Und da passiert öffentlich fast gar nichts. Da wird die Sicht von vor Waldheim zementiert. Dass das die eigentliche Besatzungszeit war, und wie arm wir da waren, und welche

Opfer wir da gebracht haben. Den Gipfel hat das ganze ja mit dieser Spende an die Trümmerfrauen. Da ist Österreich in seinem Element. Das wird kaum gebrochen. Was überhaupt nicht mitreflektiert wird ist der

Umgang mit der Nazizeit. Eigentlich müsste sich das als Band durchziehen. Wie hat man das gesehen 1948, wie hat man es später gesehen, wie sieht man es heute. Das sind doch wesentliche Punkte der österreichischen

Geschichte. Und Bundespräsident Fischer hat ja wirklich jede Gelegenheit versäumt, da ein Gegengewicht zu setzen. Da ist man sich wohl ziemlich einig.

Opferkonkurrenz

Die Entwicklung dieses Opferdiskurses, dieser Opferkonkurrenz, die sehe ich international, nicht nur auf Deutschland, Österreich und Juden beschränkt, als eine internationale Konkurrenzentwicklung, wobei dann Juden als Opfer für alle das Vorbild sind. Ob es Schwarze in Amerika sind, Maghrebiner in Frankreich, es geht immer um einen ähnlichen Diskurs, in dem Juden stets als erfolgreiche Opfer dargestellt werden.

Weil jene, die überlebt haben, trotz ihrer geringen Zahl international präsent sind und dieses ganze Schema der Restitution und Wiedergutmachungen betreiben können, weil sie international organisiert sind. So gesehen ist es überhaupt interessant, wie sich dieser Opferdiskurs entwickelt hat, und dass wir nun in der absurden Situation sind, dass man gerne Opfer ist.

Opfer, Täter und das Faszinosum Nationalsozialismus

Was sich ganz stark zeigt, ist dass es eine Verschiebung gibt, von dem Interesse an Opfern, hin zur Täterseite, was ja auch positiv ist, denn die wurde lange vernachlässigt. Man hat sich mit der Opferseite beschäftigt,

um sich nicht mit den Tätern beschäftigen zu müssen. Diese kommt aber jetzt gerade zu einer Zeit, wo man es sich auch schon wieder erlaubt, die Faszination mit dieser Zeit, der Zeit der Großväter und Urgroßväter

zuzulassen. Das ist anscheinend ein unglaubliches Faszinosum, sich mit den Nazis zu beschäftigen. Und das ist ja das, was der Stachel ist, den eigentlich noch niemand wirklich begründet und erforscht hat. Das unterscheidet den Nazismus von allen anderen Ideologien. Es gibt keinen Reiz am Kommunismus oder am Marxismus, der

sich über Generationen fortsetzt, und nicht nur Protest ist von Skinheads und in den Schulen. Protest kann auf viele Art stattfinden. Aber hier gibt es ein Faszinosum. Entweder es hat damit zu tun, dass es so ein starkes Tabu ist, das ist sicher ein Teil, wenn es besonders provokant ist, dieses Tabu zu brechen. Aber es muss auch irgendetwas drin sein, das so faszinierend ist. Das ist, glaube ich eine Frage, die man nun kaum klären kann. An der man sich immer wieder abarbeiten muss. Und ich möchte schon noch, dass es ein großes Forschungsprojekt

gibt, wo diese Väter und Mütter einmal gefragt werden, was sie eigentlich fasziniert hat, wo man ihnen die Möglichkeit gibt, darüber zu reden. Wo sie nicht sagen müssen, wie schrecklich es war, und dass sie eigentlich eh dagegen waren, sondern was sie fasziniert hat, das möchte ich nämlich wissen. Bei den nächsten Generationen und auch den heutigen Politikern, die ja nicht mehr aktiv waren in der Nazi-Zeit, ist es bemerkenswert, dass sie nicht fähig sind, zu sagen, es war eine furchtbare Zeit; das und das ist passiert, und wir waren Täter, die Mehrheit der Österreicher waren Täter, und jetzt ist es anders. Was würde passieren, wenn man das tut? Da hängt soviel daran, in Österreich. Schüssel hat es anscheinend noch immer notwendig, das zurückzudrehen. Weil die Angst, davor was passiert wenn man das zugibt, so groß ist. Und weil es natürlich mit Restitution zu tun hat. Wenn man selber Opfer war, braucht man auch den Opfern nichts zu geben. Dieser

ökonomische Aspekt ist in Wien glaube ich schon sehr stark zu spüren. Das kann man ja nicht wegleugnen. Es ist auch so eine Trotzhaltung, sich nicht dem internationalen europäischen, westlichen

Diskurs in dieser Frage anzupassen, sondern was eigenes – man muss fast sagen: Pikantes - zu behalten. Es wird ja schon langsam absurd. Aber es geht von Generation zu Generation.

Jüdisches Leben in Österreich

Was seit 1989 geschah, umfasst auch den Generationswechsel in der IKG, von Paul Grosz zu Ariel Muzikant, also zu meiner Generation, und dadurch einen Wechsel in der Haltung den österreichischen Behörden gegenüber, im Umgangston. Diese leichte Unterwürfigkeit, diese Unsicherheit, die jene Generationen hatten, die

die Shoah überlebt haben, die hat Muzikant sicher nicht. Und wie immer man zu ihm steht, muss man sagen, dass er einiges erreicht hat, und sich auch politisch klar ausgedrückt hat. Es ist anders, weil wir inzwischen einige Plätze besetzt haben, in dieser Stadt, in Wien. Es gibt nicht nur das Denkmal am Albertinaplatz, es gibt auch das am Judenplatz. Es gibt das Jüdische Museum. Es gibt, sozusagen, eine jüdische Infrastruktur, sogar eine ziemlich gute, mit einigen Schulen und so weiter. Es gibt mehr Juden in Wien als damals, vor allem durch

die georgische und bucharische Einwanderung. Der zweite Bezirk wird zu einem Teil wieder ein jüdischer Bezirk, mit einer großen orthodoxen Community, es gibt viele Rabbiner, viele Bethäuser. Was sehr wichtig ist, was sich verändert hat seit dem Erscheinen dieses Buches, ist, dass die Restitution ja doch weiter entwickelt wurde,

und dass jetzt vielleicht sogar Geld fließen wird, in etwas größeren Mengen. Das ist unter internationalem Druck entstanden, mit kluger Mitwirkung der Kultusgemeinde hier. Ohne Druck von außen wäre es dazu nicht gekommen.

Interesse an den Lebenden

Außerdem ist es in Österreich nie soweit gekommen, bis heute nicht, dass man sich vielleicht auch einmal für die lebenden Juden interessiert, nicht nur für die Toten. Die toten Juden kann man scheinbar gut gebrauchen, für Ausstellungen, und so weiter. Aber für die Lebenden gibt es kein Interesse. Ich fand es zum Beispiel erstaunlich,

dass der Bundespräsident nach Auschwitz fährt, und nicht einmal auf die Idee kommt, vielleicht eine Delegation von Überlebenden mitzunehmen. Dieser Mangel an Interesse an den Lebenden, nicht an ihrer Kultur oder

ihrer Religion, sondern einfach an diesen Menschen, den finde ich in Österreich ziemlich brutal.

Neue Generationen...

Ich glaube nicht, dass es ein Zufall ist, wenn so viele Kinder meiner Freunde und mein eigener Sohn nicht in eine öffentliche österreichische Schule, sondern in eine internationale geht, weil wir das selber alles erlebt haben, den Antisemitismus an den Schulen, das Kreuz an der Wand und so weiter. Ich glaube schon, dass das zu der Entscheidung beigetragen hat, unsere Kinder nicht in solche Schulen zu geben. Es geht nicht nur um eine bessere Ausbildung, sondern auch darum. Und das verändert natürlich sehr viel. Wenn ein Kind in so eine

Schule geht, dann hat es Freunde von überall, und die sehen Österreich auch anders, die haben einen anderen Blick. Aber auch die anderen Kinder, die ich kenne, die in eine österreichische Schule gehen, es hat sich da schon etwas verändert. Zum Teil gibt es dann wieder Vorfälle von Antisemitismus und Rassismus, die unfassbar sind, aber so hilflos wie damals ist man diesen Lehrern nicht mehr ausgeliefert.

...neue Identitätsfragen

Natürlich stellt sich für uns heute auch die Frage, und das ist gerade für meine Generation auch im Zusammenhang mit unseren Kindern eine große Frage, „Was ist Judentum und wie gibst Du das weiter?“ Für uns war ganz klar, auch wenn man nichts von Religion gewusst hat, ist diese Geschichte da, in der Generation unserer Eltern, war alles definiert, furchtbar definiert, als Überlebende dieses jüdischen Volkes.

Aber das ist ja heute nicht mehr so. Man muss heute überlegen, was man seinen Kindern an positiven Werten geben will. Es genügt nicht ihnen die Gräueltaten des Nationalsozialismus zu erzählen, und mit ihnen ins Anne Frank Haus zu gehen. Das hat für uns wahrscheinlich auch nicht genügt, aber es hat sich damals stärker so abgespielt. Es ist kein Zufall, dass Leute heute Religion stärker betreiben, und danach fragen, was es ist. Was ist Judentum, wie willst Du das betreiben? Bist Du Zionist, willst Du nach Israel

gehen? Bist Du religiös, was ist es? Und das macht natürlich eine lebendigere Kultur aus, all diese verschiedenen Strömungen heute. Wie gesagt, es gibt mehr Juden in Wien, und es gibt so viele verschiedene Gruppen. Das ist ja ganz neu. Heute kennt man nicht mehr alle.

Europäische Perspektiven

Würde ich heute so ein Buch schreiben, wäre es lange nicht so auf Österreich zentriert. Das Lebensgefühl, ein Teil Europas zu sein, ist mir sehr angenehm und eine Entlastung. Ich finde es auch bemerkenswert, dass zum Beispiel die georgischen Juden, die nach Wien kommen, sagen: „Wir wollten nach Europa, wir sind nach Europa gekommen.“ Da steht Europa im Vordergrund und gar nicht Österreich. Und das ist, finde ich, eine große Veränderung. Der Druck der von Europa auf Österreich ausgeübt wird ist insofern ganz in meinem Sinne. Für mich hat Europa schlicht sehr viel verändert, in meinem Gefühl hier zu sein. Ich habe nicht mehr das Gefühl, diesem Österreich so ausgeliefert zu sein. Dass das so eng ist, und so klein. Und Wien hat sich ja auch sehr verändert, in gewissen Bereichen. Wo es doch viel mehr Menschen gibt, die unterwegs sind. Die Studenten heute verbringen so viel Zeit im Ausland, das verändert schon viel, das finde ich gut. Ich bin begeistert von der Idee Europa. Ich glaube auch, dass ein Beitritt der Türkei sehr wichtig ist, wichtig sein kann. Ich glaube, dass es einen Dialog geben muss, zwischen Juden, Christen und Muslimen, und so viel ich weiß wollen die Katholiken das nicht wirklich. Ich glaube, dass die Juden ihren Platz finden werden müssen, dass es sicher falsch wäre für Juden sich auf die Seite des christlichen oder jüdisch-christlichen Abendlandes zu schlagen, sondern dass gerade die Juden, die ja mit dem Islam sehr viel gemeinsam haben, von Seiten der Religion und von der Bedeutung des Gesetzes in der Religion, ein sehr wichtiger Dialogpartner sein könnten. Und dass es für Juden auch im eigenen Interesse wichtig ist, was zum Beispiel Israel betrifft, dass in Europa ein moderner Islam entsteht. Ich meine dass die Türkei da ein wesentlicher Faktor sein kann, wenn sich dort was ändert und sie ein Teil Europas wird, und das eine Ausstrahlungskraft auf die arabische Welt haben wird, auf die islamische Welt. Und ich hoffe sehr, und ich bin auch davon überzeugt, dass muslimische Intellektuelle in Europa diese Möglichkeit eines europäischen Islam, nennen wir es einmal so, sowohl Muslim zu sein, als auch Europäer zu sein, ein Mischung von Moderne und Religion zu finden, diskutieren. Ich hoffe, dass es bald zu größeren Plattformen kommen wird und ich hoffe, dass es viel Öffentlichkeit geben wird, für die Diskussion die innerhalb der muslimischen Gesellschaft stattfindet, von der wir noch nicht viel mitbekommen.

Sebastian Markt

studiert Geschichte an Wien. Er leistete 2000/01 Gedenkdienst im Leo Baeck Institute in New York

„Ich wollte nach Europa geschickt werden, um mich am Kampf gegen die Nazis zu beteiligen“

Zeitzeugengespräch mit Gerald Schwab

Gerald Schwab ist seit mehreren Jahren als Freiwilliger Mitarbeiter an der Historiker-Abteilung am Holocaust Memorial Museum in Washington tätig. Auf diesem Wege hatte ich auch die Ehre, seine Bekanntschaft zu machen. Gerry, wie seine Freunde und Kollegen ihn nennen, ist 1925 in Freiburg im Breisgau, Deutschland geboren. Geboren wurde er unter dem Namen Gerd. Als ihm 1944 bei seinem Naturalisierungsprozess in den USA seine Armeepapiere ausgestellt wurden, ließ er diesen auf Gerald ändern. Gemeinsam mit seiner Familie, die aus Breisach am Rhein stammt, ist er im Jahr 1933 für kurze Zeit nach Basel in die Schweiz umgezogen. Sein Vater war von Beruf Kaufmann und in mehreren Ländern tätig. Gerd's Familie lebte dann eine Zeitlang in Frankreich, in der Kleinstadt Saint Louis (St. Ludwig), an der Schweizer Grenze, wo der junge Gerd zur Schule ging, bis die Familie wieder Mitte 1935 zurück nach Deutschland, in die Stadt Lörrach, zog.



Als Antwort auf die „Reichskristallnacht“ erklärte sich die Schweiz bereit, 300 Kinder aufzunehmen. Die deutsche Reichsregierung verhielt sich zu jenem Zeitpunkt passiv im Bezug auf die Ausreise von Kindern. Im April 1939 wurde Gerd im Alter von 14 Jahren zu einer Bauerngastfamilie in die Schweiz geschickt. Das darauffolgende Jahr verbrachte er in Mönchaldorf und in Hütten ob Wädenswil am Züricher See. Seinen Eltern wurde sowohl die Ausreise aus Deutschland als auch die Einreise in die Schweiz verboten, deshalb mussten sie in Lörrach zurückbleiben. Die Familie blieb während dieser Zeit im ständigen Kontakt. Ein Jahr später, im Mai 1940, kehrte Gerd nach Deutschland zurück, um die Ausreise aus Europa anzutreten: Seine Familie hatte die Ladung vom amerikanischen Konsulat in Stuttgart bekommen, um am 10. Mai, am Tag des Angriffs auf Holland und Belgien, ihre Einwanderungspapiere abzuholen. Noch in der darauffolgenden Woche machte sich die gesamte Familie auf den Weg, um aus der Unsicherheit zu flüchten und nach Amerika auszuwandern. Die lange Reise ging mit dem Schiff „George Washington“ über Genua, Italien nach New York in die Vereinigten Staaten. Einen Monat später

wäre dies gar nicht mehr möglich gewesen, nachdem sich auch Italien als Alliiertes des Deutschen Reichs dem Krieg angeschlossen hatte. Die Emigrantenfamilie zog nach einem kurzen Aufenthalt in New York nach Long Branch in New Jersey. Dort arbeitete Gerrys Vater zu Beginn als Chauffeur und Gärtner und Gerrys Mutter als Hausbedienstete bei einer wohlhabenden Familie. Im August 1941 kaufte die Familie mit Hilfe eines Darlehens von der Jüdischen Landwirtschaftsgemeinschaft (Jewish Agricultural Society) eine Hühnerfarm. Gerry musste auch während seiner Schulzeit auf der Farm mithelfen. Anfang 1944 meldete sich Gerald Schwab freiwillig beim Militär und, nachdem er einen dreizehnwöchigen Vorbereitungskurs in Florida absolviert hatte, wurde er als Infanterist zurück nach Europa – und zwar nach Italien - geschickt. „Die Ausbildung in Florida war hart, denn

es war nicht in dem Teil von Florida, den du aus den Ferien kennst...“, sagte Gerry zu mir, „... das militärische Trainingslager war im Norden situiert, in einer Gegend wo es hauptsächlich Sand, Sümpfe und Schlangen gibt. Nach der Ausbildung gab es zwei Möglichkeiten: die Divisionen im Pazifik oder die Kampftruppen in Europa.“ Gerry versinkt für einen Augenblick in Gedanken und fährt dann fort. „Ich wollte nach Europageschickt werden, um mich an dem Kampf gegen die Nazis zu beteiligen“, lächelnd fügt er hinzu, „... der Grund wie es dazu kam,

war interessant. Es war eine Voraussetzung für alle Soldaten, die eine Brille trugen, auch eine Ersatzbrille zu haben, und damals war es nicht so einfach wie heute, eine Brille zu bekommen. Ich musste auf meine zweite

Brille warten und wurde deshalb nicht mit der Einheit, mit der ich gemeinsam ausgebildet worden war, entsandt. Die Truppe wurde nach Frankreich geschickt und war an der Ardennen-Schlacht beteiligt. Diese war die letzte große Schlacht des Zweiten Weltkriegs. Ich kam dann zwei Wochen nach der Entsendung meiner Kameraden

im November 1944 nach Neapel, anschließend nach Caserta und von dort aus in den Norden zur zehnten Gebirgsdivision. Das war übrigens die einzige amerikanische Gebirgsdivision. Vor kurzem wurde ich gefragt:

Was haben Sie am 8. Mai 1945, am Tag des offiziellen Ende des Krieges gemacht? – Ich habe geschlafen, denn zu diesem Zeitpunkt war für unsere Einheit der Krieg in Europa bereits seit einigen Tagen vorbei. Wir waren

müde und glaubten, dass wir in Kürze in den Pazifik versetzt werden. Meine Kameraden wurden in die Vereinigten Staaten zurückverschifft, um von dort aus in den Fernen Osten versetzt zu werden. Und ich wurde

dem Hauptquartier der Fünften Armee zugewiesen, da sie einen Dolmetscher und Übersetzer brauchten. Das Hauptquartier war an der Gardone Riviera am Gardasee, wo ich dann für die nächsten zwei Monate tätig war. Dann wurde ich in Gmunden, Österreich, zum Nachrichtendienst eingesetzt, und im Mai 1946 habe ich mich in Wien offiziell von der Armee abgemeldet.“

Nach der Kriegszeit arbeitete Gerry für ein weiteres Jahr zivil in Deutschland. Zuerst sechs Monate als Dolmetscher und Übersetzer beim Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg und dann weitere sechs Monate als Forschungsanalytiker in Berlin, wo er im Auftrag des Justizministeriums an der Vorbereitung der okumentationen für die Nürnberger Prozesse tätig war. Während dieser Tätigkeit hatte er auch Zugang zu den Akten der „Reichskristallnacht“. Viele Jahre später verwendete er die daraus gewonnenen Erkenntnisse für ein Buch. Danach reiste Gerald zurück in die Vereinigten Staaten und ging dort auf die Universität. Da er aufgrund der zuvor genannten Umstände keinen „Highschool“- Abschluss hatte, immatrikulierte er an der

Chicago Universität. Dies war die einzige große Universität in den USA, die eine Zulassung ohne den „Highschool“-Abschluss ermöglichte. Dort studierte er drei Jahre, auf die ein Studienjahr an der Stanford Universität in Kalifornien und ein weiteres Studienjahr an der George Washington Universität in D.C. folgten.

Nach seinem Abschluss im Jahr 1951 arbeitete Gerald Schwab zunächst im öffentlichen Dienst und dann im Außendienst des State Departments der amerikanischen Regierung. Von 1955 bis 1957 war er für den amerikanischen Außendienst in Wien tätig. Im Anschluss daran war er in vielen Ländern, darunter Togo und Sierra Leone, in diplomatischer Mission unterwegs. Heute lebt Gerry in Alexandria und unterstützt unsere Abteilung im Museum bei verschiedenen Forschungsaufgaben.

Stefan Stoev

leistet 2004/05 Gedenkdienst im United States

Holocaust Memorial Museum in Washington

10 Jahre Nationalfonds

Als der damalige Bundeskanzler Dr. Franz Vranitzky im Sommer 1991 im Nationalrat erstmals die Mitverantwortung Österreichs an den nationalsozialistischen Verbrechen betonte, war dadurch der erste wichtige

Schritt zur Errichtung des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus gesetzt. Dieser wurde schließlich im Herbst 1995 – anlässlich des 50jährigen Bestehens der Zweiten Republik – mittels

Bundesgesetz (BGBl. Nr. 432/1995) eingerichtet. Hauptaufgabe bestand in einer Gestezahlung von ATS 70.000,- (€ 5.087,10) an alle noch lebenden österreichischen Opfer des Nationalsozialismus. Bisher konnten 29.563 Nationalfonds-Auszahlungen (NF) an Personen aus den verschiedenen Opfergruppen getätigt werden. Davon fallen 19.007 Auszahlungen auf die 13 Staaten, in denen GEDENKDIENTST tätig ist (siehe Statistik).

Neben diesen Individualzahlungen lag und liegt ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit des Fonds in der Förderung von Projekten, die sich im Wesentlichen in folgende vier Gruppen einteilen lassen:

Projekte, die der physischen und psychischen Betreuung von Holocaust-Überlebenden dienen (z.B. Unterstützung von ESRA); Projekte, die Aktivitäten jüdischer Gemeinden unterstützen (z.B. Wiedererrichtung der Synagoge Graz);

Projekte, die im Zusammenhang mit der Erinnerungs- und Gedenkkultur stehen, u.a. auch an Schulen (z.B. Theateraufführung „Die Kinder vom Spiegelgrund“);

Projekte, die der wissenschaftlichen Erforschung der NS-Zeit dienen (z.B. Namentliche Erfassung der im Nationalsozialismus ermordeten Roma und Sinti).

Im April 1998 wurde der Nationalfonds außerdem mit der Verteilung der Gelder aus dem Nazi Persecutee Relief Fund betraut. Diese rund ATS 109 Mio. (zirka € 7,9 Mio.) sind Gelder, die aufgrund des Verzichtes Österreichs auf seinen Restbestand am so genannten Raubgold zugunsten der Opfer des Nationalsozialismus frei geworden sind. Zum einen werden aus diesem Topf AntragstellerInnen, die bislang keine Entschädigung erhalten haben, aber teilweise die Voraussetzungen erfüllen und in schwierigen persönlichen bzw. sozialen Verhältnissen leben, ausgezahlt. Bisher handelt es sich um insgesamt 46 Individualzahlungen, wobei 31 Personen davon in Ländern mit GEDENKDIENTST-Einsatzstellen leben. Zum anderen werden auch aus diesen Mitteln Projekte finanziert.

Als fondsinternes Projekt wurde 1999 der „Härteausgleichsfonds“, der mit ATS 7 Mio. (rund € 500.000,-) aus den Mitteln des Nationalfonds dotiert wurde, eingerichtet. Dieser „Fonds im Fonds“ soll jenen durch den Nationalsozialismus geschädigten Personen zugute kommen, deren Anträge an den Nationalfonds aufgrund der

nicht zur Gänze erfüllten Anspruchsvoraussetzungen abgelehnt werden mussten, falls die Ablehnung eine besondere gesetzliche Härte darstellt. Bisher erhielten 76 AntragstellerInnen aus diesem Projekt eine Zahlung. 34 Personen davon stammen aus den Ländern, in denen der GEDENKDIENTST seine Einsatzstellen hat.

Insgesamt konnten rund 300 Projekte sowohl aus Nationalfonds- als auch aus Raubgoldgeldern gefördert werden.

Im Zuge des Washingtoner Abkommens vom Jänner 2001 wurde die Abgeltung für den Verlust von Mietwohnungen sowie gewerblichen Geschäftsräumlichkeiten, von Hausrat und von persönlichen ertgegenständen (der so genannte § 2b) geregelt. Von den dafür zur Verfügung gestellten USD 150 Mio. konnte bisher an 20.238 AntragstellerInnen eine Auszahlung von USD 7.000,- (€ 7.630,-) pro Person erfolgen. Nach dem Ende der Antragsfrist (30. Juni 2004) werden zur Zeit aus den Restmitteln zusätzliche € 1.000,- pro Person in Form einer Nachzahlung (NZ) ausbezahlt (siehe Statistik).

Aus dem Washingtoner Abkommen ging auch der Allgemeine Entschädigungsfonds (General Settlement Fund - GSF) hervor. Zweck dieses Fonds, der vom Nationalfonds administrativ und personell unterstützt

wird, liegt in einer umfassenden Entschädigung all jener Vermögensverluste, die im Zuge der bisherigen österreichischen Rückstellungsgesetzgebung bis zur Gründung des Nationalfonds nicht oder in nicht hinreichender Weise abgegolten wurden. Bis zum Ende der Antragsfrist am 28. Mai 2003 sind rund 20.000 Anträge eingelangt. Neben den materiellen Zuwendungen versuchen die MitarbeiterInnen des Fonds von Anfang an, auch für die persönlichen Anliegen der AntragstellerInnen da zu sein und den meist sehr betagten Menschen Hilfestellungen über die rein gesetzlichen Aufgaben des Fonds hinaus zu bieten. Ein besonderes Beispiel dafür ist die Freundesund Familienzusammenführung. Da der Nationalfonds über die Daten von mehr als 30.000 AntragstellerInnen verfügt, wandten sich in den letzten zehn Jahren viele Personen an den Fonds mit der Bitte, ihnen bei der Suche nach ehemaligen SchulkollegInnen, vermissten Verwandten oder alten Jugendfreunden, die sie aufgrund von Verfolgung und Emigration aus den Augen verloren hatten, behilflich zu sein. Die Wiedergefunden, oft über die ganze Welt verstreut, schreiben einander Briefe, telefonieren miteinander oder organisieren Treffen.

Staat	Datensätze			Auszahlungen	
		%	NF	%	§ 2b
USA	14.456	32,00	10.501	36,0	7.959
Israel	6.259	14,00	3.823	13,0	3.024
Großbritannien	4.546	10,00	3.194	11,0	2.320
Frankreich	826	2,00	460	1,6	339
Argentinien	812	2,00	453	1,5	318
Deutschland	656	1,50	278	1,0	208
Belgien	238	0,50	154	0,5	115
Ungarn	188	0,40	41	0,1	34
Tschechien	154	0,30	49	0,2	37
Polen*	146	0,30	1	0,0	0
Niederlande	138	0,30	53	0,2	41
Rußland*	10	0,02	0	0,0	0
Litauen*	1	0,00	0	0,0	0
GD-13	28.430	63,00	19.007	64,0	14.395
Österreich	10.846	24,00	7.030	24,0	3.162
Gesamt (78 Staaten)	45.232	100,00	29.563	100,0	20.238

Statistik zu den Nationalfondsauszahlungen an die Personen in den 13 Ländern mit aktuellen GEDENKDIENT-Einsatzstellen im Vergleich mit Österreich. Die Angaben aus den drei mit * gekennzeichneten Staaten beziehen sich hauptsächlich auf Anfragen von ZwangsarbeiterInnen, die in den Bereich des Versöhnungsfonds fallen.
Stand: 2. August 2005. Tabelle: Wartlik

Diesen Menschen bedeutet diese Hilfe des Nationalfonds oft mehr als die finanziellen Gesten; in zahlreichen Dankbriefen und Telefonaten brachten und bringen sie zum Ausdruck, wie glücklich sie sind,

nach so vielen Jahren mit einer für sie einst wichtigen oder nahe stehenden Person wieder in Kontakt zu sein.

Von Beginn der Tätigkeit des Nationalfonds an unterstützten auch Mitglieder von GEDENKDIENT die Arbeit des Fonds. Im Laufe der Zeit arbeiteten sie in allen Bereichen, wie beispielsweise historische Recherche, juristische Fallbearbeitung, AntragstellerInnenbetreuung, Archiv, Datenbankwartung oder Postversand. Insgesamt beläuft sich die Anzahl aller jemals im Fonds tätig gewesenenen GEDENKDIENT-MitarbeiterInnen

auf 15, wobei davon derzeit sechs Personen angestellt sind. Auch außerhalb des Fonds leisteten Gedenkdienstleistende einen wertvollen Beitrag für AntragstellerInnen, indem sie in ihren jeweiligen Einsatzländern Hilfe beim Ausfüllen der Fragebögen boten oder Recherchen für die Antragsbearbeitung verrichteten. Im Bereich der Projektförderung konnte der Nationalfonds zahlreiche Projekte, die mit GEDENKDIENT im Zusammenhang stehen, finanziell unterstützen. Einerseits handelt es sich dabei um Förderungen von Projekten der jeweiligen Einsatzstellen von GEDENKDIENT (Leo Baeck Institut in New York: Austrian Heritage Collection; Fundación Memoria del Holocausto in Buenos Aires: Interviewprojekt und Begegnungsstätte für österreichische Holocaustüberlebende) – teilweise auch in Verbindung mit einer

zweiten Institution (Institut Theresienstädter Initiative in Prag/Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes in Wien: Neubearbeitung des Gedenkbuches Theresienstadt; Anne Frank Haus in Amsterdam/

Verein Anne Frank in Österreich: „Wien Mosaik“ – Schulprojekt an 10 Wiener Schulen). Andererseits wurden auch vereinsinterne Projekte unterstützt (Gedenkdiestagungen 2001 und 2002; Ausstellung: Emigration-Immigration;). Daneben fördert der Nationalfonds auch immer wieder Projekte aus dem weiteren Umkreis

von GEDENKDIENT (Arche – Plattform für interkulturelle Projekte: Internationale Konferenz und Tagungsband „The Presence of the Absence – Die Lebendigkeit der Geschichte“, „Z 2000“ Roma-Theater Pralipe; Publikationen von ehemaligen Gedenkdienstleistenden).

Helmut Wartlik

Martin Niklas

ehemalige Gedenkdienstleistende in Prag, Mitarbeiter beim Nationalfonds und Allgemeinen Entschädigungsfonds

Literaturhinweise:

Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus (Hg.): In die Tiefe geblickt. Lebensgeschichten, 3. Aufl., Wien 2003

Renate S. Meissner/Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus (Hg.): 10 Jahre Nationalfonds – Einblicke. Ausblicke. Wien 2005

Renate S. Meissner/Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus (Hg.): 10 Jahre Nationalfonds – Zahlen. Daten. Fakten. Wien 2005

Spuren von GEDENKDIENTST in der Hofburg

Anfang Juli wurden erstmals Auslandszivilidiener vor Dienstantritt durch den Bundespräsidenten in der Hofburg offiziell verabschiedet. GEDENKDIENTST ist die erste Trägerorganisation, der diese hohe Anerkennung zukommt.



Freitag Nachmittag, Rabensteig drei. Eine Vielzahl von jungen Menschen füllt die Büroräumlichkeiten von GEDENKDIENTST - nicht nur die sich im Aufbruch befindlichen Gedenkdienerleistungen sind gekommen,

auch der Vorstand ist fast vollzählig anwesend.

Letzte Vorbereitungen werden getroffen, Kameraakkus überprüft, Schuhe geputzt und

GEDENKDIENTST bei UHBP, Juli 2005

kleine Unstimmigkeiten der meist festlichen Kleidung behoben. Mit gezückten Schirmen macht sich die Traube durch die nassen Gassen des ersten Wiener Bezirks auf den Weg zum Ballhausplatz.

Im Eingangsbereich der Hofburg hängt ein Nachdruck des zum Gemälde gewordenen Staatsvertragsakts – man schreibt je nach Perspektive das Gedenk-, Gedanken- oder Gedankenlosigkeitsjahr 2005.

Vor einigen Wochen noch taten die Bundesräte Gudenus und Kampl ihr Möglichstes, um die Bemühungen der Regierung um ein möglichst poliertes Geschichtsbild des neuen Österreich mit den Abgründen eines älteren zu konterkarieren. Während der eine staatsanwaltschaftlich sanktioniert an der Existenz von Gaskammern zweifeln durfte, sorgte sich der andere um die nach dem Krieg grausam verfolgten Nationalsozialisten.

Vor dem Tor der Hofburg stehen Vertreter einer anderen Generation und einer differenzierteren Auseinandersetzung mit der Geschichte Österreichs. Es sind 23 junge Menschen, die ihre gewohnte Umgebung für 14 Monate hinter sich lassen werden um in 13 Ländern in Archiven des Holocaust zu recherchieren, Überlebende der Shoa zu betreuen, Ausstellungen zu organisieren und ihr Wissen anderen Jugendlichen zu vermitteln. Auch drei Frauen sind darunter, die im Rahmen eines europäischen Freiwilligendienstes an Orten des Gedenkens arbeiten werden. Sie stehen in einer bereits über 10jährigen Tradition - seit 1992 haben bereits rund 200 junge ÖsterreicherInnen einen GEDENKDIENTST absolviert.

Noch 15 Minuten. Warten. Dann am nicht enden wollenden roten Teppich durch die Prunkräume, an den Zeugnissen der Kaiserzeit vorbei. Am Ende des Ganges ein Kamerateam des ORF-Reports und ein paar Fotografen. Der Präsident begeht sein einjähriges Amtsjubiläum, das verschafft auch GEDENKDIENTST Öffentlichkeit.

Gregor Ribarov, Obmann des Vereins, nimmt in seiner Rede Bezug auf die wegen Gudenus` Aussagen aufgeworfene Debatte über den Umgang mit Holocaust-Leugnern und Verbotsgesetz. Viel wesentlicher als der rein juristische Zugang dazu sei eine offene Kultur der Debatte, eine lebendige, kritische Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte.

Dem Präsidenten ist GEDENKDIENTST eine sehr vertraute Einrichtung. Erst am Dienstag, drei Tage zuvor, hat er eine Gruppe aus London in der Hofburg empfangen, die 1938 ihre Heimat unter dem Druck der Nazidiktatur verlassen mussten und auf Einladung des Jewish Welcome Service nach Wien gekommen sind. Viele von Ihnen

erstmalig nach Vertreibung und Flucht; auf der Suche nach den Erinnerungen ihrer Kindheit, nach den Gassen und Winkeln im „Grätzl“, nach einem weiteren Schritt in Richtung Versöhnung mit ihrer ehemaligen Heimat, die sie einst zu Vertriebenen, zu Unmenschen degradiert hat. Betreut und begleitet wurden sie von aktiven und

ehemaligen Gedenkdienerleistungen; die Freude und Rührung über die Begegnungen standen den alten Menschen ins Gesicht geschrieben.

Jetzt, an diesem Freitag Nachmittag, trifft Präsident Fischer jene, die den umgekehrten Weg nehmen werden. Die, die Orte der Emigration und geschichtlichen Aufarbeitung aufsuchen werden, um im Ausland mehr über Österreich zu erfahren und ehemaligen Österreichern zu begegnen. Eine Tätigkeit, die vom Staatsoberhaupt

wahrgenommen und honoriert wird: „Jeder Einzelne hat positive Spuren hinterlassen, ich merke das. Wenn man in Washington oder in New York ist, trifft man auf Spuren der Gedenkdiener; wenn man in Israel ist, stellt man das fest. Daher habe ich gerne zugestimmt, auf diesen GEDENKDIENTST aufmerksam zu machen, die österreichische Öffentlichkeit aufmerksam zu machen, dass es eine sehr wertvolle, und von Idealismus getragene, eine sensible aber wichtige Arbeit leistende Gruppe gibt.“

Quantitativ seien es nicht sehr viele, aber das was sie tun habe sehr hohen symbolischen Wert. Diese Leute, die etwa 40 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren sind, seien überzeugt, so Fischer, dass es sich auszahle - obwohl sie überhaupt keine individuelle Verantwortung für das was geschehen ist tragen müssten - einen Beitrag zu leisten: Dass man mit diesem Teil der Geschichte verantwortungsvoll umgehe, und das nicht mit verbalen Bekenntnissen, sondern durch monatelange, systematische, in vielen Fällen vielleicht gar nicht einfache Arbeit. Aus der Korrespondenz mit Gedenkdienerleistungen glaube der Präsident erkennen zu können, dass sie diese Arbeit aus Überzeugung machen, dass es nicht - unter Anführungszeichen - ein Job sei den man heute erledige, sondern sich sehr dezidiert auch mit der Gesellschaft und den Einsatzmöglichkeiten auseinandersetze, die in Yad Vashem anders sind als die in London oder auch in Österreich. Das verdiente Aufmerksamkeit und das verdiente Anerkennung: das was sie tun sei gut und wichtig für unser Land. „Also, herzlichen Dank. Ich wünsche Ihnen für die nächsten Einsätze und Tätigkeiten alles Gute.“

Nach der Rede verabschiedet Präsident Fischer jeden Gedenkdienerleistung persönlich. Er schüttelt die Hand und spricht mit den jungen Erwachsenen über Einsatzstellen, die Arbeit, die sie erwartet und die Pläne, die sie haben. Zurück über den roten Teppich. In der Nähe wartet der Bus mit dem die Gruppe zum dritten und letzten Vorbereitungsseminar vor ihrem Auslandseinsatz fährt. In einigen Tagen schon trennen sich die Wege der Gedenkdienerleistungen, die in alle Himmelsrichtungen der teils noch unbekanntem Ferne aufbrechen werden.

Johannes Högl

leistete 1996/97 Gedenkdienerleistung im Simon

Wiesenthal Center in Los Angeles

Der Zynismus des Massenmordes

Es erscheint uns unmöglich, unsere gesamten persönlichen Eindrücke, die wir in Theresienstadt/Terezin auf der Studienreise im April gesammelt haben, in diesen paar Zeilen zusammenzufassen, wodurch dieser Artikel lediglich als Versuch gesehen werden kann, die erlebten Ereignisse zu verarbeiten. Die komplette Geschichte dieser kleinen Stadt im Nordwesten Tschechiens in einen einzigen Artikel zu packen ist sowieso nicht zu bewerkstelligen. So haben wir uns entschlossen, nur die Kerneindrücke und die bleibendsten Erfahrungen zu schildern.

Das Tagebuch einer Überlebenden, das in Prag darauf folgende Gespräch mit ihr und die eigentliche Führung durch die Kleine und Große Festung Theresienstadt bildeten den roten Faden durch das Wochenende.

Als besonders eindrucksvoll empfanden wir das Gespräch mit Frau Roubickova, die uns über ihr (Über-)Leben im Theresienstädter Ghetto erzählte. Neben alten Dokumenten und Fotos berührte uns vor allem ihr „Judenstern“, den sie bis heute aufbewahrt. Spannend war auch der Austausch mit ihrem Sohn, der während unseres Besuchs Impulse einwarf, die das Gespräch besonders lebendig und interessant machten.

Durch das Lesen des Tagebuches und die Erzählungen von Frau Roubickova hatten wohl alle, die noch nie in Terezin gewesen waren, ein bestimmtes Bild des Ghettos und des KZs „Kleine Festung“ vor Augen. Umso überraschender war der erste Eindruck, als wir in der ehemaligen Kasernenstadt ankamen.

Josef II. ließ Terezin als Militärstützpunkt und Militärgefängnis, das schon damals für seine Härte berüchtigt war, erbauen. Auch Gavrilo Princip, der Attentäter von Sarajevo, saß hier seine Strafe ab und starb während der Haft. Der sternförmige Bau der Kleinen und Großen Festung Terezin erinnert noch heute an den militärischen Hintergrund und die Soldatenquartiere, die in den auch heute noch stehenden Gebäuden untergebracht waren. Die spärlich vorhandenen, gut gesicherten Eingänge und die hohen Mauern dienten vormals der Verteidigung, später zur Isolierung der jüdischen Deportierten. Am 24. November 1941 wurde die eigentliche Stadt, die „Große Festung“, in ein Ghetto für Juden und Jüdinnen und in ein Durchgangslager für die KZs im Osten umfunktioniert.

Der Bus, in dem wir aus Prag angereist waren, hielt direkt am Hauptplatz. Die größte Überraschung waren wohl die Menschen, die hier ihrem alltäglichen Leben nachgingen. Kleine Kinder, die mit ihren Hunden spielten, alte Leute, die den Schatten der Bäume suchten, es wirkte alles so weit entfernt von dem Ort, über den wir jetzt schon so viel gehört hatten. Einzig ein Davidstern an einer Informationstafel, der das Wort „Jude“ trug, erinnerte auf den ersten Blick an das ehemalige Ghetto. Für uns war es verstörend zu sehen, dass, im Gegensatz zu anderen Gedenkstätten, Terezin bewohnt war. Der Kontrast zwischen den bunten, mit der Zeit teils verfallenen Häusern, den Leuten in den sonst so leeren, streng parallel verlaufenden Straßen und der bedrückenden Geschichte dieses Ortes war erschreckend. Wir stellten uns oft die Frage, wie wir damit umgehen würden, wenn wir selber an so einem Platz leben würden. Eindeutig konnten wir diese Frage nicht beantworten, da man sicher mit der Zeit eine immer größere emotionale Distanz zur Vergangenheit dieser Straßen und Häuser entwickelt. Offenbar versucht aber auch ein Großteil der Bevölkerung eben diese Vergangenheit aufzuarbeiten, indem sie sich an der Gedenkstätte aktiv beteiligen, einige sogar ehrenamtlich.

Wir haben es auch zuerst als sehr schwierig empfunden, die auf den ersten Blick beinahe idyllisch wirkende Kleinstadt mit ihrer Geschichte zu assoziieren. Erst die Führung durch Terezin ließ uns die Stadt mit den Bildern und Erzählungen, die wir im Vorfeld der Studienfahrt gesehen und gehört hatten, verbinden.

Es war schockierend zu sehen, welche Geschichte selbst die harmlosesten Gebäude in der Stadt verbargen. So war ein kleines Restaurant ehemals das Wohnhaus eines hochdekorierten SS-Mannes. An einigen Häusern hängen Plaketten, die über deren Vergangenheit und die Zustände, die dort herrschten, informieren. Andere tragen keine und lassen so nur vermuten, welche Geschichte sie verborgen.

Die scheinbare äußerliche Idylle der Häuser täuscht auch heute noch viele Menschen, die sich nicht näher mit den Verbrechen, die hier stattfanden, auseinandersetzen. Das kommt nicht von ungefähr. Aufgrund eines bevorstehenden Rot-Kreuz-Besuches sollten das Ghetto und die Kleine Festung „verschönert“ werden. Systematisch wurden Maßnahmen gesetzt, wie die Einführung einer für das Ghetto bestimmten, wertlosen Währung, dem Erbau von Geschäften, die nach dem Besuch der internationalen Rot-Kreuz-Delegation wieder geschlossen wurden und dem Abbau der in fensternähe befindlichen mehrstöckigen Betten, die von der Straße aus die wahren Zustände im Ghetto verraten hätten können. Nach einem Jahr Vorbereitungen und der „Entfernung“ von kranken und alten Juden und Jüdinnen, stellte sich heraus, dass viele dieser „Verschönerungen“ nicht notwendig gewesen wären, da die Vertretung des Roten Kreuzes lieber stundenlang mit den SS-Männern zu Mittag aß und es nicht einmal für wert empfand, sich das KZ „Kleine Festung“ anzusehen. Das Theresienstädter Ghetto war zum „Vorzeige-KZ“ geworden.

Die vermeintliche Idylle verschwindet allerdings endgültig, wenn man die Kleine Festung betritt. Dadurch, dass die Kleine Festung eher den typischen Bildern aus anderen Konzentrationslagern entspricht, mit unzumutbar engen Zellen, Wachtürmen und Appellplätzen, war der Kontrast zum ehemaligen Ghetto umso größer. Man kommt sich in der Großen Festung nicht zuletzt durch die „Verschönerungsaktionen“ nicht so eingesperrt und beeengt vor.

Beschäftigt hat uns die Art anderer BesucherInnen mit dem Thema umzugehen. Besonders schockierend war zu sehen, wie eine kleine TouristInnengruppe eine Hinrichtung an einem Galgen nachstellte und sich dabei einen Spaß daraus machte, sich gegenseitig zu fotografieren. Diese Pietätlosigkeit war ihnen aber offenbar bewusst, da sie die Blicke senkten, als sie uns sahen. Ähnliche Ereignisse gab es des Öfteren. Das Unverständnis vieler Leute ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass es ohne Vorwissen schwer ist, die hier geschehenen Verbrechen auch nur ansatzweise begreifen zu können. Das auf den ersten Blick harmlos wirkende Aussehen von Terezin erschwert es zusätzlich, diesen Ort mit den nationalsozialistischen Verbrechen zu assoziieren.

Die Atmosphäre, die Terezin bis zum heutigen Tag ausstrahlt, wirkt verharmlosend und erschreckend zugleich, da sie den Zynismus, mit dem die Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen durchgeführt wurde, unterstreicht. Ein gutes Beispiel für diese Scheinheiligkeit ist ein Propagandafilm, den die jüdische Selbstverwaltung selber erstellen musste, um den „Vorbildcharakter“ Terezins für die Öffentlichkeit darzustellen. Dieser Film zeigt auch gut die Gefahr von Bildern, wenn man sie ohne historischen Kontext betrachtet. Genau das selbe gilt auch für die Straßen und Häuser Terezins, die ihre Vergangenheit nie loslassen wird. Umso wichtiger ist es, das Gedenken an die Opfer und die Verbrechen aufrecht zu erhalten und den Bezug des Ortes zu seiner Vergangenheit nicht aus den Augen zu verlieren.

Lukas Meißel

Thomas Rennert

Teilnehmer an der Studienfahrt von GEDENKDIENTST

nach Theresienstadt im Frühjahr 2005

Anja und ich: Ein persönlicher „Nachruf“ auf Anja Mertinkat, EVS-Freiwillige im Gedenkdienstbüro Wien 2004/05

Als ich mich im Frühjahr 2003 erfolgreich für die Tätigkeit einer „administrativen Bürokraft“ bei GEDENKDIENTST bewarb, wusste ich zunächst nicht worauf ich mich eingelassen hatte: Zu meinen bisherigen Tätigkeiten gehör(t)en inzwischen u.a. Studienfahrtsleitung, Seminar- und Tagungsvorträge, Büroaufräumen und Kuvertieren, Beratungsgespräche und Würstelbraten. Besonders unvorbereitet traf mich allerdings die Arbeit mit jenen ambitionierten Menschen, die im Rahmen des EU-Projekts „Europäischer Freiwilligendienst“ (EVS), 12 Monate nach Wien übersiedeln, um die Arbeit von GEDENKDIENTST vor Ort unterstützen. Nach Jana Matischok, Juliane Urban war Anja Mertinkat die dritte Freiwillige mit der ich - diesmal bis zum 1. September 2005 - zu tun hatte. Meine Bilanz über die gemeinsame Zeit fällt klar und deutlich aus; ich hoffe ihre ebenso.

Anja kommt, wie ihre beiden unmittelbaren Vorgängerinnen aus dem Osten Deutschlands, also jenem Teil dieses Landes in dem die Menschen in jedem Fall anders wählen¹ und vielleicht auch anderes denken, als sonst wo in der Bundesrepublik. Im Gegensatz zu den Ansagen des bayrischer Spitzenpolitiker², aber auch in Teilen des „liberalen“ deutschen Feuilletons vorhandenen Feindbildern über angeblich „undankbare Ossi“³, fand ich diesen Aspekt stets spannend und positiv. Anja und ich tauschten uns nicht nur über die Agenda 2010, die Hartz-Reformen und – nach den NPD-Wahlerfolgen in Sachsen 2004 – immer wieder über die rechtsextreme Gefahr in den fünf neuen Ländern aus. Als Beispiel einer ebenso vorhandenen kulturellen Affinität zwischen uns, könnte ich etwa auch den wunderbaren, von Anjas Mutter organisierten (und von Anja und Florian Huber überreichten), russischen Geschenkskorb anlässlich meiner heurigen Eheschließung erwähnen.

Anja gehört zu den Menschen, die einem regelrechte Löcher in den Bauch fragenkönnen. Unsere erste gemeinsame Tätigkeit - eine Stadttour, bei der wir Gedenkdienstfalter in allem möglichen Institutionen auflegten - artete sofort zum Intensivseminar „Vergleich politisches System Österreich- Deutschland-USA“ aus. Dieses Insistieren und ein „lieber einmal zuviel als zuwenig nachfragen“ prägte auch Anjas Arbeitsweise: Genauigkeit, Verlässlichkeit, durchgeplantes Vorgehen, „To do“ - Listen erstellen – Anjas Stärken könnten meiner Erfahrung nach vielen NGOs nicht schaden. Besonders beeindruckend fand ich die Schnelligkeit mit der sie sich in die Handhabung unserer komplexen EDV inarbeitete; ein wirklicher Ansporn und ein echtes Vorbild für mich. Selbst wenn gerade wenig zu tun war, konnte man Anja selten ohne ein Buch oder eine Zeitung in der Hand (oder auf dem Bildschirm) sehen - ein Umstand aus dem sich dann natürlich wieder Fragen und Anregungen ergaben.

Meistens war aber allerdings eher „mehr“ zu tun: EVS-Freiwillige betreuen im Rahmen ihres Projekts bei GEDENKDIENTST vor allem die „Mittwochstreffen“ – also wöchentliche Veranstaltungen für NeuintressentInnen. Bei diesen Treffen wird nicht nur jeweils der Verein vorgestellt und über die Arbeit an den Einsatzstellen gesprochen - Diskussionsrunden, Filmvorführungen und gemeinsame Museumsbesuche (...) gehören ebenfalls dazu. Anja hat über 30 solcher Treffen koordiniert, bzw. mitgestaltet; und damit maßgeblich dazu beigetragen, dass jene Jugendlichen die heuer (15.7.2005) ihren Gedenkdienst antraten, zu einem tatsächlichen, gemeinsamen „Jahrgang“ wurden. Ebenso hat Anja nicht nur praktisch alle wesentlichen Veranstaltungen des Vereins (Tagung, Studienfahrten, Seminare ...) besucht, sondern auch mit den jeweils Verantwortlichen (mit-)umgesetzt.

Auf meine Frage nach dem „Highlight“ ihrer Tätigkeit kam Anjas Antwort prompt: Der Besuch von jüdischen Vertriebenen im Rahmen eines gemeinsamen Projekts mit unserer Einsatzstelle in London (LJCC) und dem Jewish Welcome Service in Wien. Seit dem ich bei GEDENKDIENTST arbeite, konnte ich bereits zweimal die Besuche dieser Zeitzeugen miterleben, die in österreichischen Schulen vortragen und vor allem engagiert mit den Jugendlichen diskutieren. Anja hat deren Einsatz gemeinsam mit Dominik Aschauer und Bernhard Obenhuber vorbereitet und in Wien für die gesamte Dauer begleitet. Mehrere Schulen im Bundesgebiet wurden besucht, Diskussionsveranstaltungen begleitet, Buch- und Materialverkäufe organisiert (...). Unvergesslich wird wohl uns allen die heuer dabei gewesen sind, nicht zuletzt der gemeinsame Heurigenbesuch bleiben. Otto Deutsch (als Kind 1938 vertrieben) und einige andere TeilnehmerInnen der Reise begannen mit Hingabe Wienerlieder zu intonierten - bis uns (fast) die Tränen kamen.

Persönlich habe ich das Gefühl, dass Anja dieses Jahr bei GEDENKDIENTST nicht nur für sich nutzen konnte, sondern auch klare Vorstellungen hat wie es für sie weiter gehen soll. Bereits in den letzten Monaten hat sie sich bei mehreren Universitäten in Deutschland beworben – die seltsame „patriotische“ Debatte um die zugangsbeschränken in Österreich, mag sie vielleicht in ihrem Entschluss sogar bestärkt haben, der Alpenrepublik den Rücken zu kehren. Sie verlässt uns Richtung Westen – nämlich Frankfurt/Oder an der deutsch-polnischen Grenze um dort Kulturwissenschaften zu studieren. Damit ist leider auch ausgeschlossen, dass nachzuvollziehen, was Jana Matischok als ehemalige EVS-Freiwillige „vorzeigt“; nämlich da zu bleiben und im aktuellen Vereinsvorstand tolle Arbeit zu leisten. Tragischerweise wird Anja zumindest unmittelbar keine neue EVS-Freiwillige nachfolgen. Nicht zuletzt als Folge eines verstärkten Drucks europäischer Stellen, wurden im letzten Jahr zwei langjährige Kooperationen mit Projektpartnern gekündigt – eine davon betraf die KandidatInnenauswahl für GEDENKDIENTST. GEDENKDIENTST muss sich künftig selbst „am freien Markt“ um KandidatInnen kümmern, bzw. jeweils Kooperationspartner suchen – für diesen Herbst ging bereits der erste Versuch durch kurzfristige Absage schief. Anja wird daher vorerst umso mehr im Alltag von GEDENKDIENTST fehlen ...

John Evers

Büroleiter und Betriebsrat von GEDENKDIENTST

PS: Nicht zuletzt durch Anjas „letzte“ Initiative gehen die Mittwochstreffen als durch die InteressentInnen selbst koordinierte Veranstaltungen trotzdem weiter. Infos zu laufenden Treffen auf unserer